Nr. 178. XXXIV. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Donnerstag, 6. April 1905

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Der verwässerte Bergarbeiterschutz.

Die Kommission des Abgeordnetenhauses ist nun mit der ersten Lesung der Bergarbeiterschutznovelle zu Ende gekommen. Das Ergebnis dieser vorläufigen Beratung läßt es bedauerlich erscheinen, daß die Regierung nicht gleich vor die rechte Schmiede, nämlich den Reichstag, gegangen ist. Hier hätte sie eine Reform der Arbeiterverhältnisse in den Bergwerken haben können, die wirklich für lange Jahre in den Bergwerksgebieten Ruhe und Ordnung geschaffen und besonders unter den veränderten Verhältnissen der heutigen Produktion im Bergbau einen gerechten Ausgleich der Unternehmer- und Arbeiterinteressen angebahnt hätte.

Es hat nicht sollen sein. Und kein Kundiger konnte sich verhehlen, daß er bei einer Regelung dieser ebenso dringenden wie schwierigen Materie durch den Dreiklassenlandtag seine Erwartungen um einige Pflöcke würde zurückstecken müssen. Tatsächlich hat denn auch die sozialpolitische Rückständigkeit in der Kommission wie vorher im Plenum des Abgeordnetenhauses stärkere Triumphe gefeiert, als sich mit den Grundsätzen der ausgleichenden Gerechtigkeit verträgt. Das gilt ganz besonders von den Arbeiterausschüssen, die von der Kommission so sehr verstümmelt und gefesselt worden sind, daß sich eine gedeihliche Wirksamkeit von ihnen kaum erwarten läßt.

In einem Punkte freilich erhoffen wir eine Remedur der Beschlüsse der ersten Lesung, nämlich soweit es sich um die Ablehnung des obligatorischen Charakters der Arbeiterausschüsse handelt. Angesichts der bisherigen Haltung der Bergherren wäre zu besorgen, daß fakultative Ausschüsse überhaupt auf dem Papier stehen bleiben würden. Dabei konnte die Regierung selbst aus einer reichen Erfahrung heraus feststellen, daß die Bedenken gegen die Arbeiterausschüsse unbegründet seien, und daß man unter allen Umständen in ihnen ein brauchbares Organ habe, mit dem man in Konfliktsfällen, bei Streiks u. s. w. verhandeln könne. Aber wenn auch die Kommission sich gegen obligatorische Ausschüsse erklärte, so darf doch nicht unerwähnt bleiben, daß der Beschluß nur mit Stimmengleichheit abgelehnt wurde. Hier ist deshalb eine Remedur sehr wohl möglich, besonders wenn die Regierung auf ihrem Schein besteht. Dazu hat sie nicht bloß das gute Recht, sondern es ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, darauf zu dringen, daß ihre Verprechungen, die sie den Arbeitern gegeben hat, nicht verwässert werden.

In der gleichen Richtung liegen die Kommissionsbeschlüsse, den Arbeiterausschüssen die Zähne auszubrechen und sie zur absoluten Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Wenn der konservative Antrag den Arbeiterausschüssen zumutet, die Bedrängung von Arbeitswilligen hintanzuhalten, so werden die Ausschüsse damit ihren Arbeitsgenossen gegenüber in ein schiefes Licht gerückt. Es genügt vollständig, wenn man sie zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung verpflichtet. Ebenso wäre es eine Torheit, die Bestimmung des konservativen Antrages aufrecht zu erhalten, wonach den Arbeiterausschüssen und deren Mitgliedern eine politische Betätigung „unbeschadet der Ausübung ihres politischen Wahlrechts" untersagt sein soll. Diese Maulkorbtaktik hat gar keinen praktischen Wert, da sie doch nicht innegehalten werden kann. Aber sie muß notwendig in den Kreisen der Bergarbeiter Verbitterung schaffen und ein Spionagesystem begünstigen, das in keiner Weise der Ordnung dienlich sein kann. Sollten nun gar die reaktionären Parteien ihre Absicht verwirklichen und bei der zweiten Lesung so etwas wie ein kleines Ausnahmegesetz zu Gunsten der Streikbrecher in den Entwurf hineinschmuggeln wollen, so wäre damit die Absicht der Regierungsvorlage glücklich in ihr Gegenteil verkehrt. Gegen alle solche aus einem ungerechtfertigten Mißtrauen gegen die Arbeiter hervorgegangenen Verschlechterungen des Entwurfes kann nicht scharf genug Front gemacht werden. Wir erwarten besonders von der Regierung, daß sie, die es ja besser weiß, Energie genug zeigt, um sich nicht solche Kuckuckseier in das mühsam gebaute Nest legen zu lassen.

Damit sind die Sünden der Kommission noch nicht erschöpft. Auch die Bestimmungen über die Arbeitszeit wurden verwässert, wenn man auch zugeben muß, daß die Regierung nach den Beschlüssen der Kommission eine weitgehende Freiheit erhalten hat, zwar nicht den Maximalarbeitstag überhaupt, aber doch eine sanitäre Höchstarbeitszeit durchzuführen. Hier kommt natürlich alles darauf an, daß die Regierung von ihrer Befugnis den richtigen Gebrauch macht. Wir hätten es aber für richtiger gehalten, wenn die Kommission gerade auf diesem Gebiete nicht die Macht aus der Hand gegeben, sondern wenigstens bestimmte Direktiven gegeben hätte, nach denen die Regierung verfahren muß.

So bleibt eigentlich nicht viel mehr von der mit so großen Versprechungen inaugurierten Bergwerksreform übrig als die Beseitigung des Wagenmullens. Aber wir glauben, es hieße das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man jetzt bereits von einem völligen Scheitern der Reform sprechen wollte. Noch ist nicht aller Tage Abend, und auf die erste Kommissionslesung wird in der nächsten Woche noch eine zweite folgen, in der sich manche Unstimmigkeit beseitigen lassen wird. Hier recht eindringlich einer konsequenteren Durchführung des Bergarbeiterschutzes das Wort zu reden, dünkt uns lohnender, als von vornherein die Dinge ihren Gang gehen zu lassen. Die Notwendigkeit, in dieser Beziehung zu wirken, scheint uns um so mehr auf der Hand zu liegen, als eine recht weitgehende Uebereinstimmung darüber vorhanden ist, daß im Bergbau schwere Mängel bestehen, und daß ihre Beseitigung keinen Aufschub mehr leidet.

Der deutsche Handelsvertrag vor der Römischen Kammer.

(Telegramm.)

Rom, 6. April.

Am Schlusse der gestrigen Sitzung der Deputiertenkammer deutete Ackerbauminister Nava die Schwierigkeiten an, denen die italienischen Unterhändler begegneten wegen der agrarisch-schutzzöllnerischen Strömung in Deutschland und führt aus, es seien die bestmöglichen Resultate erzielt unter wirksamer Wahrung der wichtigsten Interessen Italiens. Die Befürchtungen wegen der Meistbegünstigungsklausel seien ungerechtfertigt. Der Handelsvertrag werde auf zwölf Jahre eine friedliche, ruhige Tätigkeit Italiens auf einem der Hauptmärkte der Welt sichern. (Lebhafter Beifall.)

Schatzminister Carcano befürwortet gleichfalls die Annahme des Handelsvertrages und rühmt den freundschaftlichen Geist der bei den Vertragsverhandlungen obgewaltet habe. Die Beratung wird hierauf geschlossen. Ueber den einzigen Artikel der Vorlage wird geheime Abstimmung erfolgen. Das Haus vertagte sich sodann auf morgen. (Vergl. auch die heutige Morgenausgabe. Red.)

* Zum **Fall Rohrbach** schreibt die „Hilfe", nachdem sie auf die Ausflucht der „T. R." hingewiesen hat, es möge bei der Meldung von dem Disziplinarverfahren ein Mißverständnis eine Rolle gespielt haben:

Wie wir auf Erkundigung an der allein zuständigen Stelle, das heißt bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, erfahren haben, handelt es sich allerdings um ein sehr gröbliches „Mißverständnis". Das, was der ganzen Geschichte zu Grunde liegt, sind verhältnismäßig untergeordnete Differenzen in Bezug auf die Siedlungsgesellschaft, deren Politik Dr. Rohrbach in Privatbriefen auf Grund anscheinend irriger Informationen scharf kritisiert hat. Die Kolonialabteilung hat jedoch niemals an ein Disziplinarverfahren, geschweige denn an ein Verfahren mit dem Ziel der Dienstentlassung, gedacht. Im Gegenteil mußt sie nicht nur der bisherigen Tätigkeit Rohrbachs großen Wert bei, sondern wünscht auch dringend, daß ihm seine amtliche Wirksamkeit in seinem jetzigen Wirkungskreise erhalten bleibe.

Es handelt sich also, wie wir heute Morgen vermutet hatten, lediglich um eine dienstliche Unstimmigkeit, die mit einem Disziplinarverfahren nicht das Mindeste zu tun hat. Es bleibt danach die Frage bestehen, die wir im heutigen Morgenblatt aufwarfen: Welchen Zweck verfolgten die Ausstreuungen über Rohrbach?

Die **Kosten des Aufstandes in Südwestafrika** haben bis Ende März 1904 betragen 108,243,900 Mark. Für 1905 sind ausgeworfen worden 121,087,400 Mark, sodaß, wenn sich diese Summe nicht noch erhöht, bis Ende März 1906 der Aufstand dem Reiche **229,331,300 Mark** gekostet haben wird. Da diese Summe, auch wenn der Aufstand im Laufe des Jahres sein Ende erreicht, noch nicht die Schlußsumme ist, sondern auch für 1906 als Nachwehen des Aufstandes Ausgaben nötig sein werden, so wird der Betrag von 250 Millionen Mark, den man als Kosten des Aufstandes angesetzt hatte, zweifellos überschritten werden. Unsere Verluste betragen bis jetzt insgesamt 1340 Mann. 1 Prozent der augenblicklichen Truppenstärke. Tote hat der Aufstand bis jetzt, soweit die Zahlen feststehen, 918 gekostet. Die Verpflegung der augenblicklich anwesenden Truppen kostet täglich 100,200 Mark. — Die Zahl der Expeditionstruppen beläuft sich zur Zeit auf 13,400 Köpfe, von Mitte Februar bis jetzt sind hinübergeschickt worden an Verstärkungen 5606 Köpfe (darunter 242 Offiziere und Sanitätsoffiziere, 117 Wemte, 636 Unteroffiziere, 4611 Mannschaften. Im Rechnungsjahre 1905 sind an Verstärkungen durch zwölfmonatliche Ersatztransporte vorgesehen: 8 Leutnants, 12 Unteroffiziere, 180 Mann, 10 Aerzte, 40 Sanitätsmannschaften, im ganzen 108 Offiziere und Aerzte, 1392 Unteroffiziere und Mannschaften, insgesamt 1400 Köpfe. Rechnet man den Monatsverlust an Toten, Verwundeten, Kranken und Heimzuschaffenden auf durchschnittlich 75 Köpfe, so wird Ende März 1906, wenn alle vorgesehenen Transporte hinübergehen sollten, das Expeditionskorps eine Stärke von rund 14,000 Köpfen haben. — Gefechte haben bis jetzt stattgefunden im Bondelswart-Aufstande 2, im Herero-Aufstande 20, im Hottentotten-Aufstande 44, abgesehen von Ueberfällen und Patrouillengefechten, insgesamt also 66 Gefechte.

Herr Delcassé und die Nationalisten.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

△ **Paris**, 6. April.

Es ist interessant, zu sehen, wie in dem gegenwärtigen Konflikt gerade die eigentlichen Chauvinisten Delcassé zum Nachgeben drängen. So schreibt der Revanchemann Millevoye in der chauvinistischen „Patrie": „Die englische Presse ermutigt Herrn Delcassé, dem Kaiser eine arrogante Antwort zu geben. Schöpft er aus diesen lärmvoll zur Schau getragenen englischen Sympathien den Mut zum Widerstande? Ist die deutsche Armee etwa eine „quantité négligeable" geworden? Will man, nachdem man den Friedensideen soviel Konzessionen gemacht hat, Marokkos wegen eine kriegerische Haltung annehmen?"

Auch das Abendblatt „La Presse" verlangt wieder, daß Delcassé entweder in Berlin Verhandlungen einleite oder demissioniere.

Es muß dazu stets aufs neue betont werden, daß diese Nachgiebigkeit der nationalistischen Presse einzig der Abneigung gegen Delcassé und seine anglophile Politik entspringt.

* * *

Paris, 6. April. (W. T. B.) König Eduard landet heute Nachmittag zwischen 2 und 3 Uhr in Calais und trifft um 5 Uhr in Pierrefitte bei Paris ein, wo ihn Präsident Loubet erwartet, um ihn dann zum Lyoner Bahnhof in Paris zu geleiten; das Eintreffen hierselbst erfolgt um 6 Uhr 40 Minuten Abends. Der Salonwagen des Königs wird dann in den um 7 Uhr 10 Minuten Abends abgehenden Schnellzug nach Marseille einrangiert, der Freitag Vormittags 9 Uhr dort ankommt.

Marseille, 6. April. (W. T. B. Die Königin von England ist gestern Mittag hier gelandet.

„Droschke!"

Berliner Skizze.

Von [Nachdruck verboten.]

Theodor Kappstein.

„Droschke!" In diesen kurzen Ruf faßt der Fahrgast alle seine Wünsche zusammen, wenn er das bekannte Gefährt an dem Haltepläy stehen oder auf der Straße herankommen sieht. Daß zu dieser Droschke ein Mensch gehört, der sie dirigiert, leuchtet nicht jedem ohne weiteres ein. Es ist eine Sache, eine Angelegenheit der Beförderung. Erst wenn die Droschke in eine „Elektrische" hineingefahren ist, oder der Insasse gegen einen Laternenpfahl geschleudert wird, sodaß er seine Knochen im Krankenhause wieder zusammensuchen muß, um jeden an die richtige Stelle zu setzen, merkt er, daß es doch nicht so gleichgültig war, wer ihn gefahren hat. Aber auch abgesehen von der Fahrsicherheit des Kutschers und seiner Nüchternheit, sind die Herren vom Bock ein oftmals überaus interessantes Menschenbild. Als der in Berlin unvergessene Hofprediger des alten Kaisers, Emil Frommel noch lebte, da ließ es sich der vielbeschäftigte Mann nicht nehmen, alle zwei bis drei Monate die Berliner Droschkenkutscher und ihre Familien als Gäste einer bekannten wohltätigen Dame um sich zu versammeln. Vor dem Hause der Brüdergemeinde in der Wilhelmstraße fuhren die Droschkiers vor; diesmal aber bestand die „Fuhre", die kein Trinkgeld brachte, aus „Muttern" und den erwachsenen Kindern. Der Kirchsaal war in einen Theesalon umgewandelt; Thee und nahrhafte Speise wurden herumgereicht, und dann war es entzückend, zu sehen, wie der alte Herr in dem Schmuck seines weißen Haares und mit seinen lebhaften freundlichen Kinderaugen durch die Reihen hindurchging, jedem die Hand gab und mit vielen sich ins Gespräch einließ. Er hielt ihnen keinen Vortrag, sondern er stellte irgend ein Thema auf und brachte es zur gemeinsamen Besprechung. Das war nicht nur Stoff für den Volkserzähler, sondern auch eine Erholung für den Menschenfreund. Die meisten dieser Leute haben eine stark entwickelte Gemütsseite, besonders die älteren unter ihnen. Wer es beobachtet hat, wie solch ein Mann seine „Liese" nach Hause bringt und eine lohnende Fahrt im Blick auf das müde gewordene Pferd ablehnt, der ist davon überzeugt. Es wäre eine lohnende Studie, wenn ein junger Nationalökonom als Doktorarbeit einmal das Thema wählen würde: Die Berliner Droschkenkutscher, als Seitenstück zu dem unlängst von einem jungen Juristen gelieferten Aufsatz über den Fahrschein auf der Straßenbahn. Wie mancher von diesen Grauköpfen hat einen Roman hinter sich; von dem Kutscherbock ist ihm an seiner gräflichen Wiege nicht gesungen worden! Man mag es als alter Berliner bedauern, daß die Droschke zweiter Klasse mehr und mehr von der Bildfläche verschwindet; sie hatte etwas Gemütliches mit ihrem immer ein wenig wackeligen Coupé und den in der Farbe stark verschossenen Plüschsitzen. Sie war aber nur für Leute, die sehr viel Zeit hatten. Und da der moderne Mensch so gut wie gar keine Zeit mehr hat, so wird sie überflügelt von beschwingteren Konkurrenten.

Die Droschkutscher Berlins unterscheiden sich seit einer Reihe von Jahren in Schwarze und Weiße. Die Farbe des Hutes entscheidet. Beide haben elegante Gefährte, offene und geschlossene — der Unterschied ist dieser: sucht Du eine geschlossene Droschke, so findest Du nur offene; willst Du aber offen fahren, so ist alles geschlossen. Bevorzugt wird im allgemeinen die Taxameterdroschke, weil man in ihr in jedem Augenblick genau feststellen kann, was man schuldig geworden ist. Das schließt alle eigenmächtigen Spekulationen des Kutschers, der etwa von seinem Kollegen in Wien etwas gelernt haben sollte, von vornherein aus. Manche aber behaupten nicht mit Unrecht, diese Uhr mit der unerbittlich vorwärts rückenden Fahrsumme störe ihnen das Vergnügen; sie müßten nur immer denken: wieder ein Groschen! Das mache sie nervös. Sie sehen vom Tiergarten nichts mehr und nichts weder von den herrlichen Auslagen in den Geschäften, noch von dem bunten Treiben auf der Straße, sondern halten den Blick wie gebannt auf die rücksichtslose Uhr geheftet. Da sei es angenehmer, man verabrede mit den Schwarzlackierten einfür allemal den halben Taler oder die zwei Mark, die die Geschichte kosten soll. Dann mag er sich damit abfinden — nachdem man noch ein bißchen an der Summe heruntergehandelt hat, was auch ein stilles Vergnügen ist — ob er auf seine Rechnung kommt oder nicht. Man ist frei für die Schönheit der Welt. Die weißen Hüte wurden anfangs mit unverhohlenem Mißtrauen empfangen, besonders von ihren Kollegen, aber auch vom Publikum, das viele Beschwerden anzubringen hatte wegen der zum Teil recht jugendlich unreifen Kutscher, die weder Berlin noch ihren Gaul recht kannten. Inzwischen aber ist mit der Erfahrung und Gewöhnung der Friede eingekehrt, und die anfänglichen Konkurrenten verkehren mit einander als Schicksalsgenossen und Freunde. Das prägt sich besonders hübsch in den Droschkenkutscherbestillen aus, die an jeder Haltestelle etabliert sind. Man kann die Beobachtung machen, daß man für wenig Geld kaum anderswo in Berlin so gut und kräftig ißt, wie in der Kneipe der Droschkenkutscher. Selbst die Maurerkneipen können hier nicht mit. Der Droschkenkutscher hält auf einen guten „Happenpappen"; im Trinken dagegen ist er durchschnittlich mäßig. Die „Weiße" und das helle Bier haben durchaus den Vorzug vor dem schlesischen Korn und vor Pomeranzen mit Ingwer. Aber er liebt ein Spielchen wie den Skat oder den unschuldigen „Schafskopp" und verachtet dabei natürlich die „Lage" nicht, die der Verlierer zu zahlen hat — auch wenn sie in Cognac besteht. Hier geben sie sich gemütlich und werfen mit kräftigen Ausdrücken um sich, hier „verkohlen" sie sich gegenseitig und erzählen sich mit kluger Auswahl ihre Erlebnisse mit den Fahrgästen. In den Romanen jugendlicher Autoren drücken die Helden dem Kutscher oft unbesehen ein Zehnmarkstück in die Hand für eine Fahrt vom Hotel Bristol bis zum Potsdamer Platz; im Leben kommt das sehr selten vor — jedenfalls wird sich der gewitzte Droschkier hüten, wenn es ja einmal geschieht bei einer Verlobung in seiner Droschke, davon vor seinen Kollegen viel Aufhebens zu machen; denn alle würden erwarten, daß der Glückliche in diesem Falle die „Spendierhosen" anhaben müsse. Der ehrliche Droschkenkutscher dagegen ist keine dichterische Figur. Erst vor wenigen Tagen hat in unserem Hause ein ehrlicher Droschkenkutscher mit schmunzelnder Miene seine baren hundert Mark eingestrichen für ein wertvolles Schmuckstück, das eine Dame, von einem Fest heimkehrend, in seiner Droschke verloren hatte.

Der Droschkenkutscher hält auf seinen Stand und hat sich ein starkes Rechtlichkeitsgefühl bewahrt. Wird er betrogen, so flammt sein Zorn zu heller Lohe empor; sonst aber ist er gutmütig wie ein Kind. Die meisten Droschkenkutscher haben, soweit es irgend angeht, ihren festen Stand, den sie ungern wechseln. Um die Mittagsstunde sieht man oft ihre Frauen oder ein erwachsenes Kind mit dem „Freßkorb" kommen. Dann entwickelt sich wieder ein Idyll: die kleine Familie